

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 17

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor: Heer, Jak. Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. Juni 1934

Heft 17

Nikolaus von der Flüe.

So steht dein Bild von alter Hand
Gemalt an Sachselns Kirchenwand:
In schmaler Höhe, braun und schlicht
Wie Holz Gestalt und Angesicht,
Um Stirn und Wange, Haar und Kleid
Der blaue Tag der Ewigkeit,
Dieweil dein Fuß noch fest und gut
Auf grünem Schweizerboden ruht. —
Hier ist noch alles wie vorzeiten,
Die Wasser und die Menschen streiten,
Der Morgen und die Freude funkeln,
Der Abend und die Liebe dunkeln.
Doch immer gleiche Helle weht

Im Ranft, wo noch die Klausen steht,
Drin im Gewog von Wald und Schlucht
Du deinen lieben Gott gesucht
Und seines Friedens klaren Schein
Dem Volk gepflanzt ins Herz hinein. —
So steht dein Bild von alter Hand
Gemalt an Sachselns Kirchenwand.
So lebt dein Bild gelind und stark
Noch heute manchem Mann im Mark
Und mancher Frau im Seelengrund
Und manchem Kind in Aug' und Mund.
So leuchtest du von Haus zu Haus
Noch heut als seliger Bruder Klaus.

Aus: Der Gottesfreund Nikolaus von der Flüe. Eine Dichtung von Margarete Weinhandl (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. Geb. Fr. 2.50). Ein Seitenstück zu C. F. Mevers Huttendichtung. Der eigenartige Entwicklungsgang von der Flüe vom Schweizer Bauern zum Bruder Klaus und gewaltigen Volksprediger wird in drei Hauptteilen aufgezeigt.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Schicksalsdämmerung.

Als Jakob Sturm einmal in seine Dachkammer steigen wollte, blinzelte das siebzigjährige schneeweisse Fräulein scherhaft, es hielt einen Brief in den dünnen Händen. „So, nun sehen wir wohl Ihre Freundin von Angesicht zu Angesicht,“ lachte sie neckisch, „es ist eine Photographie im Umschlag!“

Friedli, ja Friedli! Da war der frische muntere Mädchenkopf voll schelmischer Lieblichkeit. Dazu ein großer schöner Brief: „Du sollst ja

nicht glauben, daß ich mich aus Eitelkeit habe photographieren lassen, sondern weil das Ma-reili, unsere gemeinsame Jugendgespielin, die jetzt aus der Heimat geht und Lehrtochter am See von Biel wird, dazu drängte. Da wurden es gerade so viel Stücke, daß ich Dir auch eines schenken kann. Habe ich das nicht gut eingerichtet? Ich hoffe, daß das Bild Dich in Deinen Studien ermuntere und Dir bloß gute Gedanken eingebe. Es ist zwar nur ein kleines Allerweltsbild, man hört dabei, wie der Photo-

graph sagte: „Bitte, recht freundlich, Fräulein!“ Du kannst Dir aber die andere Friedli gewiß recht wohl hineindenken, die erste Freundin, die sich am liebsten in die weiblichen Gestalten eines Schau- oder Trauerspiels versenkt. Habe ich Talent zu einer Künstlerin? Die eine Stunde spricht ja, die andere spricht nein. Freudiges und Baghaftes gehen durcheinander. Ich fürchte, dieses siegt. Ich bin eben ein Kind bürgerlicher Kreise und könnte mich nie in das unstete Leben einer Künstlerin fügen, das ich von Wüstenberg her kenne, wo Mama oft Leute vom Theater zu sich eingeladen hat. Sie machten mir stets den Eindruck von etwas verirrten, heimatlosen Bögeln. Ich aber hänge an unserer Heimat, das spüre ich erst jetzt, da Mama den Plan hat, mich zur weiteren Ausbildung in eine Pension der welschen Schweiz zu schicken. Da ist mein Herz im voraus voll Abschiedsweh. Es ist närrisch, aber ich kann mir gar nicht vorstellen, daß die Krug noch rauscht, die Glocken von Nebelfingen noch läuten, der Mond noch über das Tschuppen-tännlein scheint, wenn nicht die, wie Du willst, fröhliche oder ernste Friedli dabeistehet, schaut und lauscht.“ —

„Ja, das ist ein gescheites, liebes Mädchen,“ sagte das alte Fräulein, wohlgefällig das Bild betrachtend. „Tragen Sie der Freundschaft recht Sorge.“

Der Seminarist nahm sich vor, unter den strahlenden Augen Friedlis recht fleißig zu arbeiten; eines Abends aber schob er die Bücher weit von sich, im Angesicht Friedlis hatte sich der Drang zum Dichten zur Flut gestaut, die durchbrechen mußte, Stammelvers um Stammelvers reihten sich auf weiße Blätter, und bald hatte er einige Liebessieder beisammen. Und die sandte er an Friedli? — Nein, sie schienen ihm zu viel von seinem inneren Zustande zu verraten, er kannte die Empfindlichkeit des Mädchens. Er las das schönste der Lieder aus, ein kleines Kunstwerk, wie ihm schien, schrieb es mit früheren zahlreichen Strichen, Umänderungen und Verbesserungen so auf ein einziges Blatt, daß die endgültige Fassung doch klar herausleuchtete, legte das Gedicht, wie wenn es zufällig darein geraten wäre, zwischen die Seiten eines eben fertig gewordenen Aufsatzes und ließ es unauffällig in die Hände des Doktor Adolf Calmberg gelangen, dessen feinen Literatursinn der Böbling je länger um so stärker herausspürte. Was wohl der deutsche Dichter zu den Versen sprechen würde!

Als der Lehrer die Aufsatzhefte zurückbrachte, sagte er kein Wort über das Gedicht, wohl weil er annahm, daß der bloße Zufall ihm das Blatt in die Hände gespielt habe, doch merkte Jakob Sturm, wie die blauen, lebhaften Augen von da an häufiger als früher in wohlwollender Neugier und unausgesprochener Frage auf ihm ruhen blieben. In dem Frage- und Antwortspiel der deutschen Stunden kam der blonde Germane wie ein heimlich und sorgsam Forchender stets wieder auf Jakob Sturm zurück, ermunterte ihn ohne äußere Anerkennung durch stille Aufmerksamkeiten. Der Böbling fühlte den Sporn, und bald war er der Liebling Calmbergs wie derjenige des Mathematikers, doch aus verschiedenen Gründen. Bei dem grimmigen Truninger handelte es sich um eine durch die Fachleistungen wenig gerechtfertigte persönliche Zuneigung, der feinsinnige Dichter aber witterte in Jakob Sturm ein empfängliches und leichtfächiges Talent für die Poesie. Ein schönes inneres Verständnis zwischen Lehrer und Schüler bildete sich aus, lagen die anderen Böblinge vornehmlich im Banne der wichtigen Lehrer der Naturwissenschaft und Mathematik, so Sturm in demjenigen Calmbergs, der sich im Verkehr mit einer ernsten Milde umgab. In der Geschichte der deutschen Literatur, Goethes namentlich, stieg sein vom Geist durchsichtiger Klarheit getragener, gehaltvoller Unterricht bis in die lichtesten Höhen feinfühliger Auslegekunst. Über der Klasse, in der Jakob Sturm saß, zogen so weihvolle Stunden deutscher Dichtung empor, wie sie sonst wohl kaum am Seminar von Neuen erlebt worden sind. Denn wenn Doktor Adolf Calmberg seine Seele in den Unterricht legte, floß sein Wort, das er in die edelsten Sprachformen kleidete, wie Sonnenlicht, und zwischen der Alltäglichkeit des übrigen Seminarlebens waren seine Stunden Gottes- und Schönheitsdienst.

„Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt.“

In den Ferien trug der Seminarist auf dem Tschuppentännlein und auf der Ruine Alt-Nebelfingen die Lieder an Friederike von Seesenheim mit sich und blickte dabei auf die Mühle von Nebelfingen. Er versuchte die Großmutter, aus deren liederreichem Mund Goethesche Gedichte seinen Kindheitstag umschmükt hatten und in das ahnungsreiche Bubengemüt über-

gegangen waren, zu neuer Teilnahme für die unvergängliche Schönheit der Strophen zu wenden, die ihn mit erhöhtem Glanze umstrichen. Allein das Lebensende der seltsamen Frau, die bis zum letzten Atemzug eine selbstlose Freundin der Vögel, Kinder, fahrenden Leute und aller Bedrängten und Bedrückten blieb, war nicht so heiter, wie sie es verdient hatte. Sie sah es, wie das verwitterte Bauernhaus an der Brücke, in dem sich die Enkel getoßt und der Samenmann seine Geschichten erzählt hatte, aus den Händen des fröhlichen Veters Diethelm in fremden Besitz überging, zu Mietwohnungen für Fabrikarbeiter umgebaut wurde, ihr Sohn, der freie Bauer, selbst in die Fron der Industrie treten mußte, wie sie in Krug nach und nach die Landwirtschaft überwucherte und erdrückte, und die alten Bilder freundlichen Bauernlebens fast vollständig dahinschwanden. Nun waren ihr die Goethechen Lieder zu weltlich; was sie sprach, war Psalm und Gebet, und die Blicke in eine bessere Welt gewandt, schied sie als eine schon Halbfremde aus der Heimat, durch welche die gedankenreiche Bäuerin nie ohne Poesie gewandelt war.

Um die Zeit, als die Großmutter starb, veranstaltete die Krug eine furchtbare Überschwemmung, wohl die größte, die sich je ereignet hat. Das Elternhaus stand verwüstet in den Fluten, zum ersten Male hatte es die Familie verlassen müssen, das Militär sprengte die schöne Eichenbrücke beim früheren großelterlichen Heim, das Fallenbrücklein, in dem Joggeli und Friedli als selige Kinder gespielt hatten, lag als ein ungeheuerliches Stück Strandgut am Ufer und wurde von Rettungsmannschaft, die darüber krabbelte, mit Arthieben zertrümmert. Da traf Jakob Sturm, der durch das von Wassersnot bedrängte Land heimgesucht war, Friedli, die traurig und gequält vor dem Bilde der Vernichtung stand.

„Ich habe das Brücklein so lieb gehabt,“ sagte sie, und flüsterte ihm schmerzlich bewegt ein Allerlei von Dingen zu. „Die Mama tut, was sie schon längst hätte tun sollen. Mir aber gebe Gott, daß ich mein Leben einmal glücklicher gestalte als sie. Darum bete ich jeden Tag. Sich miszverstehen und auseinander gehen ist schrecklich. Ich mag nicht bei dem Schauspiel sein und habe eingewilligt, über die schwere Zeit ins Welschland zu gehen.“ Der Kummer schüttelte und rüttelte die schlanke jugendschöne Gestalt,

der Worte über häßliche Erscheinungen der Welt nicht leicht fielen.

„Und müssen wir uns jetzt schon Lebewohl sagen, Friedli?“ fragte Jakob Sturm.

Still versonnen und traurig schwieg Friedli, lächelte dann durch Tränen: „Nein, nicht jetzt — ich schreibe dir darüber — der Abschied soll schön werden.“ Die dunkeln Augen blitzten schalkhaft mit ihrem tiefen Leid; sie flüsterte vielsagend: „Ich besuche noch das Mareili am See von Kuosen.“

Jakob Sturm verstand die Absicht seiner Freundin, die in aller Herzensnot doch eine kleine Schelmin blieb. Eine Stunde mit Friedli allein am blauen See! Das wäre heiliges Glück!

Aus der verwüsteten Heimat kehrte er in einer Nacht, in der es Windfäden und Seile regnete, mit dem Spätschiff über den schwarz einherwogenden See nach Kuosen zurück und konnte sich seinen lichten Träumen um so ungestörter hingeben, als er der einzige Passagier des sich mühsam vorwärts kämpfenden Dampfers war. Er nahte dem Dorf, da horch, Glockengeläute. In den Straßen wirre Stimmen und rauchende Fackeln, die einen blutroten Schein über ein glänzendes, rauschendes Etwaß warfen. Auch in Kuosen herrschte eine furchtbare Überschwemmung. Der Wildbach, der bei dem Dorfe mündet, war ausgebrochen, er wälzte seine empörte Flut gegen den Steg, an dem die Dampfboote landeten, und fiel wie ein Wasserfall darüber in den See. Der alte wetterharte Schiffsmann wachte dem einzigen aus dem Schiffe Steigenden mit großer, hocherhobener Laterne unerschrocken entgegen. „Wohl oder übel, hinein in das Chaos!“ sagte sich Jakob Sturm. Der alte Mann und der junge Seminarist stritten gemeinsam gegen die rasch strömende Flut. Da sank der Alte, die Laterne erlosch im Wasser, der Stöhnende hielt den Jungen mit eisernen Armen an den Knieen umklammert. „Hilfe, Hilfe!“ Jakob Sturm fühlte, wie die Flut den Grund unter seinen Füßen hinwegspülte, wie er den Stand verlor und, von dem alten Manne umklammert, rettungslos sank. „Lebe wohl, Friedli, ihr alle daheim!“ Die Bilder jagten sich im Augenblick der Todesnot mit phantasmagorischer Klarheit, ein kurzer, stechender Schmerz und ein stilles Sichergeben folgte ihnen, doch sah Jakob Sturm die Männer noch, die zu Hilfe eilten, einander die Hände reichten, eine Kette bildeten, in der Flut versinkend spürte er es, wie ihn eine starke Faust emporriß und ihn mit dem alten Schiffss-

mann, der ihm beinahe die Knie abgewürgt hatte, ans rettende Land brachte.

Das gefährliche Abenteuer rief das freudigste Ergebnis der Seminarzeit Jakob Sturms hervor.

Als Doktor Adolf Calmberg nach der Überschwemmung dem Zögling zum ersten Male in der Klasse begegnete, beglückwünschte er ihn herzlich zu seiner Rettung und sagte feierlich: „Jakob Sturm, ich ergreife die Gelegenheit zu einem offenen Wort an Sie. Es ist meine innerste Überzeugung, die sich auf hundertfältige Beobachtung stützt: Sie haben ein reiches dichterisches Talent, nehmen Sie es ernst, pflegen Sie es liebevoll. Sie sind es sich selber und Ihrer Heimat schuldig. Ich hoffe, daß mir in einigen Jahren die Freude beschieden ist, dem Schriftsteller Jakob Sturm, meinem ehemaligen Schüler, zu einem ersten vollen Erfolg die Hand zu drücken.“

Das war unerwartet die runde, große Antwort auf die Frage, die der Schüler durch das ins Aufsattheft geschmuggelte Gedicht an den Lehrer gerichtet hatte. Doktor Calmbergs Augen leuchteten voll Wärme, Sturm hielt die feinen schamvoll niedergeschlagen, bedeckte das glühende Gesicht, und das Leben, das sich um ihn regte, zog nur wie tönender Schall an ihm vorbei. Was schon der Knabe bei den Liedern der Großmutter, bei den Briefen des Vaters, bei den Erzählungen des Samenmanns aus Schwaben, in Feld und Forst der Heimat, als unterstandener Gymnasiast in dunkeln Wallungen aus seinem eigenen Innern herausgespürt hatte, das lag nun in sonnenhafter, freiwilliger Bestätigung in den Worten Doktor Adolf Calmbergs, des Dichters. Sie tilgten einen Berg alter Schmerzen hinweg, und wie von Licht überflutet und verklärt lebte Jakob Sturm einige Tage in Traum und Märchen.

War der kühne Ausspruch Doktor Calmbergs ein Glück oder ein Unglück?

Mitten in die mächtige Bewegung, die er in der Seele Jakob Sturms erzeugte, fiel der Abschiedsbesuch Friedlis. Es war der schönste Tag im Jahr, ein Tag, als könnte die Natur nur lächeln und kein Unheil wie die eben vorübergegangenen Überschwemmungen stiften. Tiefe, ruhige Sommerbläue schwamm über Bergen, Gestaden und See. Auf dem Verdeck des Dampfbootes winkte eine junge Reisende, stand Friedli. Sie trug ein leichtes, helles, einfaches, engan schliefendes Reisekleid, das sich herrlich um die jugendliche Büste wand. Die schlanke Gestalt

war bezaubernde Mädchenblüte, auf den Wangen lag ein Pfirsichhauch, und wo die dunklen Augen blickten, war die Welt lichter und reiner. Die Begrüßung war kurz wie zwischen Halbfremden, denn es saßen Bekannte Jakob Sturms auf dem Boot. Erst als es schon von Kuosen abgefahren war und den See kreuzte, flüsterte Friedli, die mit dem Sonnenschirm spielte, schalkhaft: „Weißt du, was heute für ein Tag ist?“

„Nein,“ versetzte der Bursche.

„Das gleicht dir. Dein Geburtstag!“ lachte Friedli, „ich weiß es, weil morgen der meine ist. Ich bin nur einen einzigen Tag jünger als du. Der einzige Tag freut mich aber doch. Ich möchte nicht gern die Ältere sein.“

So geriet das zuerst befangene Paar in ein anregendes Plaudern.

„Das Mareili läßt dich grüßen. Habe ich die Zeit gut eingeteilt?“ Friedli lächelte mit gesenktem Kopf und errötenden Wangen.

„Ja, das hast du gut eingerichtet,“ dankte der Seminarist, „was fangen wir nun an mit dem schönen Tag?“

„Wir wollen nicht nach der Stadt fahren, sondern vorher aussteigen,“ versetzte Friedli etwas versonnen, „ich mag nicht unter so viel Leuten sein.“

Das gefiel auch Jakob Sturm.

Vom nächsten Landungsplatz wanderte das junge Paar planlos und unbekümmert um die Welt zuerst durch ein kleines Dorf, dann an Gehöften vorbei hügelwärts, und der leichtsinnige Seminarist dachte kaum daran, daß er drüben im winkenden Kuosen in der Stunde sitzen sollte.

„Ich bin jetzt bei dem Gedanken, in die Fremde gehen zu müssen, ruhig, der Schmerz darüber, der mich daheim in schlafloser Nacht quälte, ist vorbei. Es bleibt uns doch das Sonntagnorgenläuten, es bleiben uns die Briefe. Gelt, du schreibst mir oft?“ sagte Friedli. „Und mein Leben will ich einmal schöner gestalten, als es Mama getan hat. Den Gedanken, Künstlerin zu werden, habe ich aufgegeben, aber in herzlicher Freundschaft für die Kunst möchte ich in einem stillen sonnigen Heim leben.“

Das Paar schaute auf den blauen See, das lachende Land und auf die schöne Stadt. Am Rande über ihren Giebeln stand ein zinnengekrönter Palast und hob sich wie eine edle Burg aus dem Bilde.

„Die Universität“, versetzte Friedli, und die

seelenvollen Augen streiften fragend den Jüngling neben ihr.

„Meine Zukunft“, erwiderte Jakob Sturm; „o Friedli, ich habe jetzt ein hohes Lebensziel. Durch alle Fährden hindurch will ich Schriftsteller werden. Jenseits der Universität liegt das Ziel.“ Mit glühenden Wangen erzählte er von Doktor Calmberg, und sonnige Begeisterung leuchtete aus den Augen Friedlis.

„Ich habe ja immer gewußt, wo dein Stern steht“, sagte sie mit jauchzender Freude, „ich wurde doch deine Freundin, weil ich stets spürte, daß du eine eigene schöne Welt für dich hast.“ Lieblicher Glaube strömte über das frische Mädchengeicht.

Jakob Sturm aber überkam ein un widerstehliches Verlangen, Friedli zu küssen, der Gedanke beherrschte ihn wie mit Zwang, sie küssen ange sichts der weiten, lichtverklärten Welt!

Sie hatten sich auf eine Ruhebank gesetzt, die auf freiem Hügel stand.

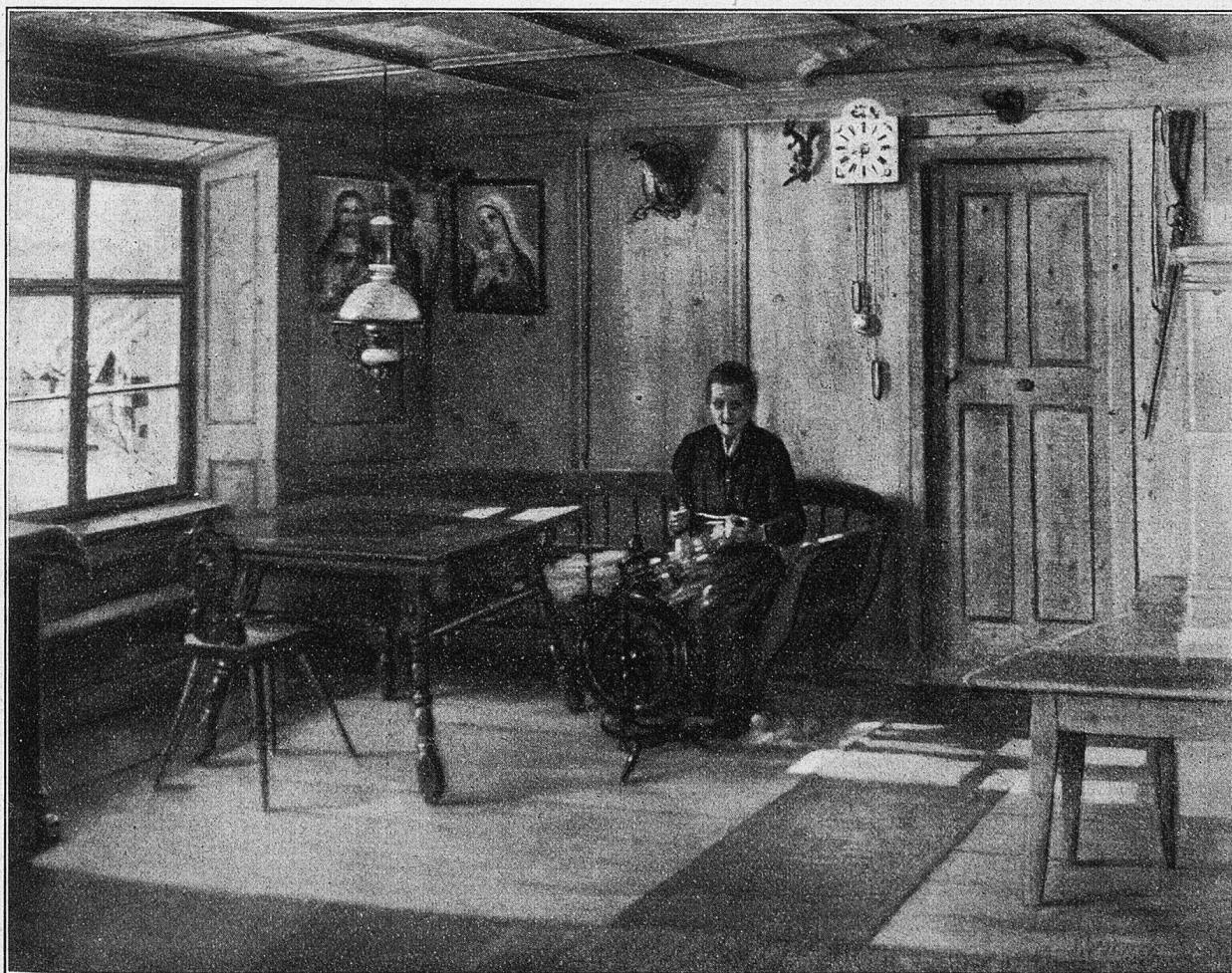
„Du bist so zerstreut,“ schalt Friedli.
Da wollte er sie an sich ziehen.

Als hätte sie aber seinen Wunsch lange vor her erraten, entwand sie sich ihm mit einer raschen Bewegung.

„Was denkst du? — Das dürfen wir doch nicht,“ rief sie mit heftigem Erröten, „du Wilder — du Wilder. Gott, es ist ja auch Zeit, daß wir in die Stadt hinuntersteigen.“

Schweigend und leise schmollend gingen sie den Pfad durch einen Buchenwald hinab. Da wurde die erzürnte Friedli weich. „Nein, böse wollen wir in dieser Abschiedsstunde nicht auf einander sein,“ schmeichelte sie, und in ihrem Blick stand ein schelmisch freundliches Gewähren.

An einer Waldecke, wo sich die Welt öffnete, küßte Jakob Sturm Friedli, und sie litt es zitternd, schamboll und verwirrt. Ein einziger, der erste Kuß! Sie wandte ihr Antlitz, das voll kindlicher Reinheit war, von ihm, sie erschien ihm ernst und traurig.



Bauernstube aus Vorarlberg.

Nach einem Gemälde von A. Soraperra.

„Friedli, so sprich doch!“ bettelte er, „es ist unsere letzte Stunde.“

„Ich kann nicht scherhaft über einen Kuß denken“, flüsterte sie verlegen, „und nicht gleich von anderem sprechen. Läßt mich nur!“

„Friedli“, stammelte er, „ich habe dich ja so unendlich lieb.“

Da stand sie still, hob das glühende Haupt, sah ihn sonnig an: „Ich dich auch, ich freue mich ja doch über den Kuß, du Schlimmer!“ Ihre Hände fanden sich, und still vor Glück gingen sie bis in die Nähe der Stadt und der Menschen.

Bald war der Augenblick des Scheidens da. „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ Die Hände konnten sich fast nicht lassen und zwei Augenpaare sich nicht trennen. Ein wehendes Taschentuch aus langem Wagenzug. Nun war Friedli doch in die Weite gegangen.

Der Kuß aber, der Kuß von ihrem blühenden Mund: tief in der Nacht fühlte ihn Jakob Sturm in hellem Entzücken, doch folgte der Poesie rasch die Prosa. Direktor Weizmann, der ihm stets misstraute, rief ihn zu sich: „Die Stunden haben Sie unentschuldigt versäumt,“ sagte er mit effigiauem Gesicht. „Sie sind mit einem Mädchen durch das Land gestreift. Sie haben das Seminar in ein schiefes Licht gebracht. Wissen Sie, was Sie sind, Sturm? — Ein Lump!“

Das werden wir sehen, dachte Jakob Sturm. Was verstand ein nüchterner Seminardirektor von einem gestohlenen Tag, einer jungen Liebe und einem ersten Kuß? Ein junger Mensch, der sich große Ziele gesteckt, darf sich doch etwas mehr als ein anderer gestatten. Der Seminarist lebte nun wieder eine Weile eingezogen, freute sich an langen Abendbesuchen, die er in der Junggesellenwohnung Doktor Adolf Calmbergs machen durfte, an den freundlichen Stunden, in denen ihn der Lehrer in das Geheimnis des dichterischen Schaffens einweihte, ihm vor allem zum schönen Maßhalten riet und sprach: „Werden Sie nicht müde, Ihre Arbeiten wieder und wieder vorzunehmen, wenn es nötig ist, zehnmal, bis das Werklein wie ein vom Goldschmied ziseliertter Ring gefeilt ist. Schleifen Sie die Feder an Skizzen, ehe Sie sich an Großes wagen, geben Sie nichts Unreifes heraus, sondern warten Sie geduldig und Jahre auf einen großen Wurf. Das ist der einzige Weg, um ein Schriftsteller von Namen zu werden.“

So gab Doktor Calmberg Jakob Sturm eine Menge guter Ratschläge, aber auch einen ver-

hängnisvollen. „Die höchste Bildungsanstalt für einen künftigen Dichter ist das Theater.“

Als der Herbst kam und in der nahen Stadt das Schauspielhaus seine Türen wieder öffnete, da war Jakob Sturm fast Abend für Abend durch Wind und Wetter auf dem Weg zu heimlichem Theaterbesuch und genoß von der Galerie, über der die Götter thronen, die unbeschreiblichen Wonnen eines jungen Kunstschwärmers. Was verschlug es, wenn er das Geld nicht besaß, um sich ein Abendbrot zu kaufen, oder wenn er, wie es einmal geschah, zu enge Schuhe trug, sie vor Schmerz im Theater aussziehen mußte, nicht mehr an die Füße brachte und gezwungen war, in den Strümpfen durch den hohen Schnee zu gehen! Dazu mit einer Seminaristin, die sich seinen Schutz für die Heimkehr aus der Stadt erbeten hatte. Man führte ja doch hohe Gespräche. Bedenklicher waren die vielen Verweise, die Jakob Sturm wegen der heimlichen Gänge, die nicht immer verborgen blieben, von Direktor Weizmann erhielt.

„Sie dichten ja auch, wie man hört,“ versetzte er mit beizendem Spott. „Darf man erfahren, was da Großes ausgebüxt wird?“

„Ein Drama ‚Charlotte Corday‘,“ antwortete der Böbling verlegen.

„Ich fürchte aber, daß wir nie die Ehre haben werden, es auf einer Bühne aufgeführt zu sehen,“ spottete Doktor Weizmann. „Darum würde ich die Allotria bleiben lassen!“

Ja, wenn das so leicht ginge. „Charlotte Corday“ war Jakob Sturm lieber als das tägliche Brot. Die Augen Doktor Calmbergs ruhten freundlich ermunternd darauf, und selbst der grimmige Truninger entschuldigte den Seminaristen, der seinen Kopf oft nicht bei der Mathematik hatte, mit einem wohlwollenden Lächeln. „Ja, Sturm wird eben ein Dichter,“ versetzte er in seiner Felsensprache, „da kann man doch nicht verlangen, daß er es mit dem binomischen Lehrsatz, mit den Gleichungen dritten Grades und den Gaußschen Formeln so scharf nimmt!“ Und er sah dem Jüngling gnädig durch die Finger. Doktor Calmberg aber ging in der fernen Rheinheimat ein spätes Liebesglück auf, der Böbling gönnte es ihm aus vollem Herzen, er wußte ja selber, wie Liebe tut, und bedauerte nur, daß der deutsche Dichter jetzt die fördernden Stunden seltener fand, die er Jakob Sturm neben dem Seminar gewährte. Dafür zogen Briefe und Lieder von See zu See, aus der Dachkammer Jakob Sturms in das ferne, feine

Haus, in dem Friedli ihre Tage verbrachte. Eine zarte, vornehme Mädchenseele schwang im Gleichklang mit der seinen. Das ist wunderbares Glück in Jünglingsjahren.

„Ich denke stets nur an dein schönes Ziel,“ schrieb Friedli. „Schriftsteller! Aus unserer sonnigen Jugend weiß ich, daß Du den Menschen Schönes zu sagen haben wirst. Und daß Deine Lieder mir gelten, das ist mein ganzer Stolz. Der Gedanke daran besiegt manchmal das Heimweh, unter dem ich so schwer leide. Von ihm hinweg träume ich gern in die kommenden blauen Tage.“ Allein nicht immer besiegte Friedli das Heimweh. Es zuckte und schrie aus ihren Beinen. Das Mädchen, das nach langem inneren Kampf in ruhiger Fassung, ja mit der anmutigen Leichtigkeit der Jugend aus der Heimat in die Ferne gezogen war, litt. „Zurück an die Krug, zurück! Seit ich weiß, daß wieder ein stiller Frieden in die Mühle von Nebelfingen eingefehrt ist, mein Mütterchen einsam darin weilt, duldet es mich nicht mehr im welschen Land. Der französische Laut schneidet mir in die Seele, ich mag nicht einmal den blauen Leman mit seinen weißen Segeln sehen. Mein ganzes Denken ist der Wunsch, durch das Land an der Krug zu

wandern. Mama aber, der ich keine betrübenden Nachrichten geben mag, ist der Ansicht, ich solle bis zum Herbst bleiben. Darum versuche ich auszuhalten. Jeder Tag hat doch einen Augenblick der Freude. Dann, wenn ich ihn aus meinem Kalenderchen streichen kann, wenn ich deine Briefe lese. Sage, geht Eure Reise nicht durch unsere Stadt? Da gäb's — und wär's nur einen Herzschlag lang — ein jauchzendes Wiedersehen! —“

Ja, in der Klasse, in der Jakob Sturm saß, übten die Zöglinge Wanderlieder ein, jeder Tag war voll Sang und Klang, denn am Seminar von Rüosen bestand die lobenswerte Sitte, daß die angehenden Lehrer im Sommer vor ihrem Austritt aus der Anstalt unter der Führung des Mathematikers Truninger die malerischsten Teile der Schweiz, besonders ihr Hochgebirge, durchstreiften. Die Pläne Truningers waren aber andere, als Jakob Sturm herzlich wünschte und ein Mädchen in weiter Ferne schmerzlich hoffte. Sie berührten Friedlis Aufenthalt nicht. Wie schade! Doch war das Herz des Seminaristen voll Wanderlust und freudiger Erwartung.

(Fortsetzung folgt.)

Ach Gott, nur eine Wiese ...

Ach Gott, nur eine Wiese!
Und doch, ein Märchenreich,
Dem schönsten Paradiese
An Form und Wohllaut gleich.

Da ziehen bunte Ritter
Gepanzert zum Turnier;
Im Halm- und Blattgezitter
Kraucht manch ein seltsam Tier.

Horch, die Musikkapellen!
Das zirpt und geigt und summt,
Bis vor der Hitze Wellen
Der Jubelchor verstummt.

Da schlürfen Honigdiebe
In Blütenkelchen keck;
Da sucht verträumte Liebe
Ein zierlich Blattversteck.

Oh urwalddüppig Ranken,
Oh Stengelsturm ins Licht;
Oh angstfülltes Schwanken,
Wenn Sturm die Krönlein bricht...

Ihr lacht: Nur eine Wiese!
Der Zwerglein grünes Reich!
— In Gottes Paradiese
Gilt Ries' und Zwerglein gleich.

Jacob Heß.

Land zwischen zwei Staaten.

Von Josef A. F. Naumann.

Es ist eine ganz eigenartige Stellung, die das Kleinwalsertal innerhalb Österreichs einnimmt, und man wird gleiche Verhältnisse suchen müssen in der weiten Welt. Vom südlichsten Dorf Deutschlands, von Oberstdorf, führen zwei Wege in dieses abgeschlossene Gebiet: Der eine tief unten durch die Breitachklamm, entlang

der wildbrausenden Breitach, die das Tal durchzieht, und der andere, die Straße, steigt bergan, bis zur Walserschanze, einem Grenzpaß, auf dessen Höhe einmal eine Schanze stand, wo aber heute die Grenztafeln finden, daß man Österreich in der Nordostecke Vorarlbergs betreten hat.

Gegen Bayern zu steht auf diese Weise das